

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 6 (1944)
Heft: 7

Artikel: Der Trachtenkrieg oder das Gespenst am Buberg
Autor: Frey, Alfred Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-861011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Trachtenkrieg oder das Gespenst am Buberg.

Von Alfred Arnold Frey.

Es gibt Leute, denen es übel wird, wenn man von grausigen Gespenstern erzählt; ihnen möchten wir anraten, nicht weiter zuzuhören und sich dafür etwas Lieblicheres und weniger Kriegerisches, als wir berichten müssen, zu Gemüte zu führen. Wer aber an das Gruseln gewohnt ist und sich stark fühlt, der höre:

Nun, unter dem milden Szepter ihrer geistlichen Oberhirten, der Fürstbischöfe von Basel, verlebten die Untertanen in den blauen Jurabergen fast ausnahmslos ungetrübte, sonnenfreudige Tage, wenn schon viele dies nicht wahr haben wollten. Denn, was will man, Unzufriedene gibt's überall, so lange die Erde sich dreht, und es war hier eben wie anderswo: Selbst die frömmsten Pferde beginnen zu scharren und schlagen aus, wenn sie der Hafser sticht.

Nur unter zweien Malen in den Jahrhunderte langen Zeiträumen sind auch über das in patriarchalischer Ruhe hindösende Idyll der fürstbischöflichen Landesherrlichkeit wahre Unwetter vorübergefegt, ein erstes während des Dreissigjährigen Kriegs, als die wilde Soldateska aus allen Winkeln Europas die so lieblichen Gaeu derart verwüstete, dass ein Chronist, der Zeuge all des Uebels war, schreibt, man hätte den armen Leuten nichts übrig gelassen als die Augen zum Weinen, und ein zweites, genau hundert Jahre später, zwischen 1730 und 1740, als die Untertanen, übermütig und meisterlos geworden, wider ihre frommen Herren rebellierten und die Entrichtung der Steuern und Abgaben verweigerten.

Doch all dies wäre noch zu ertragen gewesen, trotzdem der damals regierende Fürst sehr strenge zu Gerichte ging und die Rädelshörer der Rebellen enthaupten und vierteilen liess, wenn nicht zur selben Zeit, genau im Jahre 1735, ein weiteres Unheil, das allerdings weder mit Krieg noch mit Politik etwas zu tun hatte, über das Bistum, insbesondere aber über die Stadt Laufen und deren Umgebung, hereingebrochen wäre.

Kurz, da hiess es so plötzlich und unerwartet, wie ein Blitz aufleuchtet am heitern Himmel, ein Gespenst, halb Tier, halb Mensch, ein Monstrum, wie die Welt noch keines gesehen, sei im benachbarten Buberge aus der Erde aufgefahren und drohe, Land und Leute zu verschlingen oder zu vernichten. Je heftiger die Gemüter in Wallung gerieten, desto wildere, grausigere Gerüchte über Grösse und Schreckhaftigkeit des Gespenstes durchschwirrten die Luft, und es ging ein Rumor im Lande herum, als wäre der Weltuntergang nahe. Das Untier der Apokalypse, meinten einige, und besonders hellhörige und musikalisch Begabte wollten in dessen entsetzlich wieherndem Geschrei bereits so etwas wie die Posaunen des jüngsten Gerichts erkannt haben.

In hellen Todesängsten schlossen die Laufener, Städter wie Vorstädter, die Tore und verrammelten die äusseren Zugänge; die Liesberger rüsteten ihre Radschlossflinten zur furchtbaren Abwehr, und die Röschenzer wälzten gewaltige Felsblöcke auf die Fluh hinaus, um das Ungeheuer, falls es das enge Lützeltal zu überqueren sich anschicke, damit zermalmen zu können.

Auch die umliegenden solothurnischen und baslerischen Vogteien gerieten in Aufregung. Es war ein unheimliches Getue und Getuschel, wie man es, seit das Bistum bestand, nie erlebt hatte, und wo die Laufener hinkamen, wurden sie auf das Schärfste interpelliert, aufgehalten und zurückgewiesen, weil offensichtlich war, dass die Stadt durch ihren sündhaften und weltgeistigen Lebenswandel diese Strafe verdient habe und niemand gern in Gefahr geriet, durch die Berührung mit derart Gezeichneten in gleiche Mitschuld und Verdammnis zu verfallen.

Der Magistrat, das heisst, die Herren Räte von Laufen; steckten, wie der Chronist sich ausdrückt, die superklugen Köpfe zusammen, um durch die Anspannung ihrer vereinten Geisteskräfte ein Mittel zu ersinnen, womit der Untergang der geliebten Vaterstadt verhindert oder doch hinausgeschoben werden könnte.

Als der Vogt von Zwingen von dem Unheile, das dem Bistum drohte, vernahm und die vielen Bitschriften um Abhilfe gelesen hatte, entschloss er sich, des Amtes zu walten und das Vaterland von der drohenden Gefahr zu erretten.

Er beauftragte damit seinen Stellvertreter, den Landschreiber Kern, einen Mann, der, wiewohl er sich weder vor Blut noch vor Fleisch fürchtete, nichts destoweniger einen gewaltigen Respekt hatte vor allem, was nach Gespenstern und Hexen roch. Item, Niklaus Kern, der den Auftrag nicht wie sein Vorgesetzter auf einen Untergebenen abschieben konnte, liess das Rösslein satteln, erbat sich zwei handfeste Reiter zum Begleit und machte sich — es war am 18. August 1735, also zur Erntezeit — auf den Weg nach Laufen. Vor dem Tore der dem Untergange geweihten Stadt bekreuzten sich die drei Männer und empfahlen ihre Seelen dem Schutze der heiligen Katharina, der Patronin der in die Ringmauer eingebauten Kirche.

Wie staunte Niklaus Kern, als er sah, dass die Hauptstrasse beiderseits von knienden, händeringenden Weibern und heulenden Kindern besäumt war, welche alle hilfeheischend die Arme nach ihm ausstreckten. Ja, wenn das Geschrei nicht gewesen wäre, und die wildfliegenden Haare, so hätte der wackere Landschreiber sich rühmen können, empfangen worden zu sein, wie ein Kardinal oder Bischof zum Mindesten.

Vor dem Gemeindehause begrüssten die vereinten Räte sowohl der Stadt wie der Vorstadt, welche beide Korporationen sich sonst spinnefeind gegenüberstanden, den Vorgesetzten und beschworen ihn, entblössen Hauptes und gebogenen Knies, Gut und Blut an die Errettung der Stadt zu setzen und dem Ungeheuer, das alle zu verschlingen drohe, den Kopf abzuschlagen.

Sogleich und ehe man sich auf fernere Verhandlungen einliess, wurde beschlossen, einige Streifpatrouillen ins Lütztal und an die Waldränder des Buchbergs abzusenden, mit dem Auftrage, das Untier aufzuspüren, in Schach zu halten und so die Stadt wenigstens während der Dauer des Verhörs sicher zu stellen.

Unverzüglich wurden hierauf die von beiden Räten geladenen Personen — der Hauptbeteiligte war indessen verduftet — ins Verhör genommen; vorerst einmal die drei folgenden: Elisabeth Halbeisen, Anna Methil, die Förstersfrau, und Maria Schmidlin, die Stierenhirtin, welche erklärten, dass sie alles, was sie wüssten, samt und sonders von der Müllerin erfahren hätten.

Diese, auch geladen, bezeugt, der Küfer sei eines Tages in hellen Aengsten und totenbleich aus dem Walde heimgelaufen und habe auf ihr Befragen hin Folgendes erzählt:

Gegen Abend, als es zu dämmern begonnen, habe er, der Küfer, im Walde Stöcke ausgegraben, auf das Läuten der Glocke hin, wie üblich, sein Gebet verrichtet und sich dann gebückt, um die Werkzeuge auf die Achsel zu heben. Wie er sich wieder aufrichtete, habe es in seinen Augen geblitzt und gefunkelt, und vor ihm sei, übergross und mit drohender Gebärde, eine Frau gestanden. Er könne sie mit Namen nennen, wenn er wollte, hüte sich aber wohlweislich dies zu tun. Auch sie, die Müllerin, habe erklärt, sie wolle nicht wissen, wie das Weib heisse. Sicher aber sei der Küfer gewesen, dass das Gespenst eine Kutte getragen habe, mit einem Halsmänteli wie die Städterfrauen.

Auf diese Aussagen hin entstand ein Tumult. Wilde Schreie und Schimpfworte wurden ausgestossen, und drohende Weiberfäuste erhoben sich gegen die Müllerin. Niklaus Kern und seine Begleiter hatten grosse Mühe, die Ruhe wiederherzustellen. Damit jedermann den Grund der Aufregung voll erfasse, muss etwas nachgeholt werden. Es galt nämlich als ungeschriebenes Recht, das niemand ungestraft übertreten durfte, dass die Städterfrauen, die Aristokratinnen, Kutten mit einem Halsmänteli trugen, die Bauern- und Taglöhnerweiber der Vorstadt aber Joppen. Wie konnte die Müllerin nach Aussagen des Küfers behaupten, die Tierfrau habe eine Kutte mit einem Halsmänteli getragen, sie, die das Gespenst nicht gesehen und selber, gegen Brauch und Recht, als Vorstädterin am Sonntag in einer Kutte mit einem Halsmänteli zur Kirche stolziere? Mehr noch, ein weisses Halsmänteli, habe der Küfer gesagt, wie nur die ganz Vornehmen, die Statthalterin, die Meyerin und Frau Beatrix, die Gerberin, es tragen! Die Kuttenaristokratie geriet immer ärger in die Wolle, und Niklaus Kern, der glaubte die Ruhe nicht wieder herstellen zu können, entschloss sich schon, das Verhör zu vertagen und zwar in einen Saal hinein, wo man ungestört sei, als plötzlich wilde, tierische Schreie ertönten und unter dem Toreingang ein Handgemenge entstund.

«Das Gespenst! Die Tierfrau!» schrien die Weiber und drängten vor Angst ineinander wie eine Herde Schafe. Einige, die weichen konnten, flohen in die Hauseingänge und verriegelten, so schnell sie konnten, die Türen. Was war es denn? Von zwei Hatschierern wurde der Hauptbeteiligte, Hans Adam Schumacher, der Küfer, der sich mit Händen und Füssen wehrte und dazu schrie wie ein Unsinniger, herbeigezerrt. Grässlich sah der Mann aus, mit zerzausten Haaren und bleich im Gesicht wie ein Linentuch. Da unverzüglich Stille eintrat, entschloss sich Niklaus Kern, den Küfer auch noch zu verhören.

Hans Adam Schumacher, ein sechsundfünfzigjähriger Mann, erklärte, er habe im Walde etwas Grässliches gesehen, ein entsetzliches Untier! Was es gewesen, könne er aber nicht sagen. Etwas Lebendiges, bestimmt! Kurz, ein weisses, fürchterliches Monstrum von brauner, grauer und schwärzlicher Farbe. Nur am Halse, wenn er nicht irre, habe er etwas Weisses bemerkt. Vor Schreck sei er, ohne zurückzuschauen, davongelaufen. Die Werkzeuge lägen heute noch dort oben. Er aber hole sie um alles in der Welt nicht herunter.

Niklaus Kern stellte fest, dass der Küfer heute nur von einem grässlichen Untier rede, dass er aber steif und fest der Müllerin erklärt habe, die Gespensterfrau zu kennen. Erst kürzlich noch, und zwar hier im Rathause, sei von ihm erklärt worden, er wolle sich lieber den Kopf abhacken lassen, als den Namen der Frau nennen. Daraufhin meinte der Küfer, die Müllerin müsse entweder träumen oder phantasten, und er stellte alles in Abrede, es sei denn, er habe sich geirrt. Schliesslich aber, in die Enge getrieben, gab er zu, es könnte eine Frau gewesen sein, wenigstens im obern Teil. Doch habe er der Müllerin, die so leichtgläubig sei, nur im Spasse gesagt, die Gespensterfrau zu kennen. Der Landschreiber verbat sich solche Narreteien vor Gericht und frug nun des bestimmtesten, ob es eine welsche Frau mit entsprechendem Namen gewesen sei und wie sie ausgesehen habe, worauf der Küfer versuchte, die Erscheinung nochmals zu beschreiben:

Ja, ein Tier, ganz bestimmt, ein entsetzliches Untier, sei es gewesen; aber, wohlverstanden mit einem Scheine wie ein Weibsbild. Doch habe er, in den Bann genommen von ihren Augen, nicht gewagt, tiefer hinunter zu blicken. Daher könne er unmöglich sagen, ob das Gespenst unten wie ein Tier oder wie ein Mensch ausgesehen habe. Am ehesten glaube er jetzt, es könnte beiden Gattungen zugleich angehören.

Wie der Küfer nun, stets bleicher werdend, vor versammeltem Volke zu erbrechen begann, schloss Niklaus Kern das Verhör in der Erkenntnis, dass jetzt kaum noch etwas Klügeres herausgepresst werden könne, und setzte auf den 1. September 1735 eine zweite Sitzung an.

An alles gewöhnt sich der Mensch mit der Zeit, selbst an die Angst vor Gespenstern, und als in den nächsten zwei Wochen niemand etwas von dem Untier bemerkte, beruhigte sich die Bevölkerung zusehends. Was aber nicht stiller wurde, das war der Streit zwischen den Kutt- und den Joppenweibern. Die Müllerin, die im Kreuzfeuer des Hasses stand, erlebte böse Tage, um so mehr, als neuestens vom Meltinger Bade das Gerücht dahergetragen wurde, das Gespenst habe der Gerberin, Frau Beatrix, geglichen.

Beim zweiten Verhöre drehten sich die Verhandlungen weniger um das Gespenst selbst als um dessen Bekleidung; ob es Kutte oder Joppe, weisses oder braunes Halsmänteli getragen und woher die Verdächtigung stamme, es habe der Gerberin, Frau Beatrix, geglichen. So liefen alle Fäden auf dem Kopfe der Müllerin zusammen. Sie flennte und jammerte vor Gericht und sprach das wirrste Zeug durcheinander. Plötzlich stürmte ihr Mann, der Müller-Durs, in den Saal, fasste die Frau an der Hand und erklärte, er nehme sie heim; ein weiteres Interpellieren und Kujonieren bringe sie aus dem Geleise; will sagen, sie könnte, wie schon einmal, wieder überschnappen und den Verstand vollends verlieren.

Für diesen Eingriff in die Gerichtshoheit wurde der Müller mit einer Strafe von fünfzig Pfunden belegt. Da überdies der Küfer sich krank gemeldet hatte, also nicht verhörfähig war, musste zum grossen Aerger des Landschreibers auch diese zweite Sitzung vorzeitig aufgehoben werden. Indessen gingen die Wellen der Aufregung zwischen den feindlichen Frauengruppen immer höher. Schwärme von Kuttenträgerinnen zogen protestierend durch die Strassen und stellten sich, als aus den hintersten Gassen noch Sukkurs eingetroffen war, vor dem Rathause auf. Wer wagte es, sie, die vornehmsten Ge-

schlechter und ehrbaren Frauen, der Hexerei zu bezichtigen? Ihre Gegnerinnen, die Joppenweiber, schartern sich auch zusammen und zogen mit schadenfrohen Gesichtern durch das Tor in die Stadt, riefen spitze Worte in die Gassen und meinten, da sehe man, wer Anstand und Religion besitze und nicht bloss dem falschen, fürnehmen Scheine fröhne und wo jene zu finden seien, die nachts auf verbotenen Wegen mit dem Gehörnten gingen, wenn er Ball halte in der Teufelsküche oder auf dem Hexenmätteli.

Wenig fehlte, und die Weiber wären mit Spinnrocken aufeinander losgegangen. Drohende Kuttenträgerinnen zogen durchs Tor hinaus vor die alte Mühle unterhalb des Wasserfalles, erhoben die Fäuste und schrien, sie solle herauskommen, wenn sie es wage, diese elende, gschämige Verleumderin.

Solches war zu viel für die arme Müllerin und genug, um den Verstand zu verlieren. Es war entsetzlich zu sehen, wie ihre Sinne sich verwirrten. Ohne Rast noch Ruh, des Tags wie in den Nächten, lief sie mit verweinten Augen von einem Zimmer ins andere, lauschte auf die Weiber, die in die Mühle kamen, was sie meinten, und glaubte es kaum länger auszuhalten in dieser Verfassung. Am meisten schmerzte sie, dass ihr Mann, der Müller-Durs, keinen Sinn hatte für alles, was sie erdulden müsse, ja sie noch mit Vorwürfen überhäufte: «Deine Neugierde und Zungenfertigkeit haben die schmachvolle Verwirrung, unter der die Stadt leidet, verursacht! Was hast du dich mit dem Küfer, diesem verrückten Trunkenbold, abzugeben? Hättest du ihn nicht ausgefragt in deiner Gwundersucht und hernach alles, womöglich noch mit Zutaten weitergetragen. Welche Schande und welchen Aerger man erlebt mit euch Weibern! Es ist nicht zum Sagen!»

Sprach's, schlug die Türe hinter sich in die Falle, dass das Haus erzitterte und zog hochgeladenen Gemütes durch das Tor in die Stadt zu Nussbaumers in den Goldenen Löwen. Auch hier war alles in höchster Aufregung und, ohne es zu wollen oder nur zu wissen warum, packte der Müller ein Joppenbäuerlein, das gerade zur Türe herauskam, beim Schopfe und schmiss es die Treppe hinunter. Hinter dem Gemassregelten kollerte ein Knäuel halb oder ganz betrunkener Gäste her, indem sie schrien: «Ein Spion! Fasst ihn!»

Wie ein hellichtes Feuer loderte der alte Hass zwischen Städtern und Vorstädtern, der nie ganz unter der Asche verglimmt war, wieder auf, und statt sich dem Rate der wenigen Vernünftigen zu fügen, griff der grössere, rauflustigere Teil der Bürger, um schlagende Beweise erbringen zu können, zu Stock und Knüttel. Der Zwist selbst bewegte sich, wenn man so will, auf einem weltgeschichtlich bedeutsamen Hintergrunde. Denn bei der zehn Jahre dauernden Auflehnung gegen ihre geistlichen Oberhirten hielten die Städter zum Fürsten, während sich die Vorstädter, verstärkt durch die Dörfler, der rebellierenden Partei der Patrioten unter Pierre Pequignat und Hans Tschäni angeschlossen hatten. In der Tat, ein Fünklein nur, in der Form eines unbefdachten Wörtleins, und der offene Bruderkrieg mit all seinen Schrecken wäre dagewesen. Doch in der höchsten Gefahr, als sich einige in den hinteren Gassen bereits blutige Köpfe geschlagen hatten, erschien der Burgermeister Schaltenbrand, ein starker Mann, mit zwei Berittenen, gebot Frieden, liess die ins Handgemenge Geratenen auseinanderreissen und erklärte, jeden Ruhestörer ob Mann oder Weib, unverzüglich verhaften und enthaupten zu lassen. Das wirkte.

Indessen nahte die dritte, auf den 12. September 1735 angesetzte Hauptgerichtstagung, welche, wie Niklaus Kern erklärte, den Entscheid bringen müsse, koste es, was es wolle. Er habe nämlich die Sache satt und werde selbst vor Todesurteilen nicht zurückschrecken. Zwei Stunden vor Beginn der Verhandlungen, die diesmal wieder auf offenem Rathausplatz abgehalten wurden, wartete schon eine ungeheure gwundrige Menschenmenge, meist aus Weibern bestehend, die zum Teil aus den benachbarten Vogteien herbeigeeilt waren, auf das grosse Ereignis. Niklaus Kern, der Landschreiber, sah finster drein, und es war ersichtlich, dass er nicht mehr viel Federlesens machen wolle. Die Müllerin beharrte auf ihren früheren Aussagen und erklärte nur noch, wenn sie je etwas Unrichtiges gesprochen habe, so sei dies der ausgestandenen Angst und der Blödigkeit ihres Kopfes zuzuschreiben. Hans Adam Schumacher, den man in Haft genommen und diesmal nicht wieder hatte entschlüpfen lassen, meinte nach einigem Kneifen und Markten, das Tierweib im Walde könnte auch nur ein Blendwerk gewesen sein, verursacht durch den ungeheuren Schrecken, der ihn erfasst habe. Aber damit liess sich der Landschreiber nicht mehr abfüttern, und er drohte, den Küfer wieder in den Käfig zu legen und so lange mit glühenden Eisen zwicken zu lassen, bis er die Wahrheit sage.

Hierauf antwortete der Zeuge reichlich verwirrt, wenn es auch nur eine verblendete Sache gewesen sei, so habe er doch das Tierweib gesehen, oder doch bestimmt gemeint, ein solches vor sich zu haben. Niklaus Kern erwiderete, es sei nun nicht mehr an der Zeit, die Leute am Narrenseil herumzuführen, und forderte den Küfer auf, klipp und klar zu sagen, ob er etwas gesehen habe oder nicht, worauf dieser meinte, viel habe er nicht gesehen, da er höchstens einen Augenblick — —

«Was?» donnerte Niklaus Kern, dessen Geduld am Ende war, heraus, «nur einen Augenblick? — und hast, du altes, abgefeimtes Waschweib, stundenlang darüber reden und der Müllerin haarscharf schildern können, wie das Gespenst gekleidet gewesen sei, wie es geheissen und ausgesehen habe von oben bis unten? Jetzt, Hans Adam Schumacher, bei meinem Zorne, frage ich dich, sieh mir in die Augen! Ich bin kein Gespenst und weiche mit den Blicken nicht seitwärts, ehe die Antwort da ist: Hast du die Geschichte erfunden oder erlogen?»

Es war stille geworden auf dem Platze wie in einer Kirche und man hörte, wie die weissen Radtauben, die im Gedäche sassen, ihre Flügel gegeneinander rieben, dass es knisterte. Aller Augen waren auf den Küfer gerichtet. Der knickte zusammen und versuchte, die Blicke abzuwenden. Doch da trat Niklaus Kern, der den Zeugen im Auge behielt, einen Schritt näher, riss das Schwert aus der Scheide, dass es klirrte und wiederholte mit erhobener Stimme: «Hans Adam Schumacher, ein letztes Mal: Hast du die Geschichte erfunden oder erlogen? Ja oder nein?»

«Ja!»

«Ja, hat er gesagt!» rief zur Volksmenge gewendet der Landschreiber mit lauter Stimme, indem er des Küfers kaum gehauchtes, nur von wenigen vernommenes Wort wiederholte. Da schrien die Zuhörer auf vor Wut und Entrüstung, und die anwesenden Ratsherren und ehrbaren Bürger, die sich bis dahin nicht in den Weiberstreit gemischt hatten, wären vor Scham und



Im Laufental.

No. 6231 BRB 3.10.1939

Schande am liebsten gleich in den Erdboden verschwunden. Denn man bedenke, es stand zu viel auf dem Spiele: die Ehre und das Ansehen der Stadt, die der Küfer schmachvoll geschändet hatte. Mit grösster Mühe nur gelang es den Gerichtsdienern, den Häftling ungeschoren durch die Volksmenge abzuführen. Die Kutten- und Joppenfrauen aber begleiteten ihn mit Hohnrufen bis vor den Turm, in dem sich die Gefängniszelle befand, und beinahe wäre es einer Gruppe Weiber geglückt, den Schergen die Beute zu entreissen, ehe sie den Mann wieder hinter Schloss und Riegel versorgt hatten. Ja, es wird berichtet, dass in derselben Nacht, etwas vor der Geisterstunde, jemand versucht habe, die Gefängnistür mit Brecheisen zu sprengen, um den Küfer in seine Gewalt zu bringen.

Es war eine unruhige Nacht. Als man aber gegen Morgen noch etwas geschlafen hatte, regten sich die Gemüter hüben und drüben rasch wieder ab. Nur die Frauen waren mit diesem Ausgange unzufrieden und wussten nicht, wie sie ihre Täubi abkühlen sollten.

Als der Küfer nach der Verbüßung seiner Strafe, die durch die Haft fast getilgt war, entlassen werden sollte, besammelten sich die Kutten- und Joppenweiber beim Torturme, um ihn mit geschliffenen Mäulern und spitzigen Fingernägeln zu empfangen, und als die Türe aufging und der Küfer die

Weiberschar erblickte, ward er blass wie eine Mauer und bat, man möchte ihn doch um Gottes und aller Heiligen willen wieder einsperren, bis die Frauen sich verlaufen hätten.

Als die Frauen merkten, dass ihnen die Beute zu entgehen drohe, versuchten sie es mit einer Kriegslist. Sie verzogen sich zum Scheine, pflanzten aber, gut gedeckt und getarnt, Schildwachen auf, schieden eine Reserve aus, die sich unter der Torbrücke bereit hielt, und der Gewalthaufen eilte nach Hause. So beschlagen nun in der Taktik des modernen Kriegs wie die Frauen war aber der Küfer nicht. Er blickte durch das Gitterfensterlein und als er die Leere des Schlachtfeldes gewahrte, klopfte er dem Gefängniswärter und sprach: «So, lass mich nun hinaus!»

«Wie du willst! Doch auf deine Verantwortung und Gefahr hin,» meinte der Wärter und liess den Küfer springen. Kaum aber hatte dieser den ersten Schritt auf die Strasse gesetzt, gellte ein Pfiff, und die ganze Frauenschar war ihm auf den Fersen. Die Schinder-Käthri erwischte ihn von hinten, riss ihn zu Boden, und nun ging's los, so derb und so nachhaltig, als dies zarten Frauenhänden möglich ist. Es heisst, der Küfer habe den ganzen Leib voll Beulen und Striemen gehabt und auf dem Kopfe seien ihm nur noch wenig Haare übrig geblieben. Als sie ihn endlich abhüpfen liessen, meinte die Schinder-Käthri: «Hättest du, grosser Esel, ein Manntier gesichtet statt eines Gespensterweibes, so wäre dir kein Härlein gekrümmmt worden: ja, wir hätten dich wie einen König im Triumphe durchs Städtchen getragen!»

Damit war der grösste Rachedurst gestillt. Doch immer noch nicht ganz zufrieden und ausgeglichen im Gemüte, zogen nach dieser gerechten Massregelung die Kutten- und Joppenfrauen einträglichen Sinnes in den Goldenen Löwen, wo sie bei Wein und Gesang, Kaffee, Kuchen und Weggli beschlossen, auch den Männern, welche in all der Zeit mit dem Spotte nicht gekargt hatten, einen gehörigen Denkzettel zu verabfolgen. Beweisen wollten sie und zwar klar und handgreiflich, dass die Frauen in allen öffentlichen Fragen viel weitherziger und aufgeschlossener seien als die Herren der Schöpfung. Und so wurde vereinbart, von diesem Tage an — also geschehen vierundzwanzig Jahre vor Beginn der französischen Revolution — alle Standesunterschiede abzuschaffen und jeder bideren Frau, sei sie einheimisch oder zugewandert, zu gestatten, jene Tracht zu tragen, die ihr gefalle. Dank dieses grosszügigen Beschlusses hat sich die Laufentalertracht viel freier entwickeln können, als dies anderswo bei dem einengenden Kastengeist der Fall war, und nicht umsonst gilt sie heute als die gediegendste, die man finden kann weit herum im Lande.

Wenn aber in der Folge politische Kämpfe mit endlosen Intrigen und Rankünen auszufechten waren und die Männer ob all der Schwierigkeiten sich fast hintersannen, erklärte manche Frau dem Ehegespons hinter den Gardinen: «Löffelt nun die Suppe, die ihr euch eingebrockt habt, auch selber aus! Uns hat man seinerzeit verlacht. Bestimmt aber stünde es, wenn wir Frauen am Ruder wären, weit besser auf Erden, hier wie anderswo!»

(Vergleiche auch die im Bändchen «Geschichtliches aus dem Laufental», ohne Autorangabe, doch wahrscheinlich aus der Feder des Lokalforschers Direktor Joseph Gerster-Roth stammende vorzügliche Archivbearbeitung: Das Gespenst am Buberg.)